

DIE ALTE ANDRÄKIRCHE

Im Dombuch habe ich ausgeführt und begründet, daß sich auf dem Gebiet der Ursprungspfarre St. Ägydius zu St. Peter, St. Veit und St. Leonhard Lokalkaplaneien und Vikariate bildeten, die später zu eigenen Pfarren erhoben wurden. Diese Seelsorgsorte lagen, wie die ursprünglich gleichfalls zu St. Gilgen gehörigen Filialen Hausmannstätten und Fernitz, sämtliche am linken Murufer; St. Andrä, wo schon 1270 ein Pfarrer genannt wird, am rechten Murgebiet gelegen, hat sich wohl von Straßgang abgezweigt.

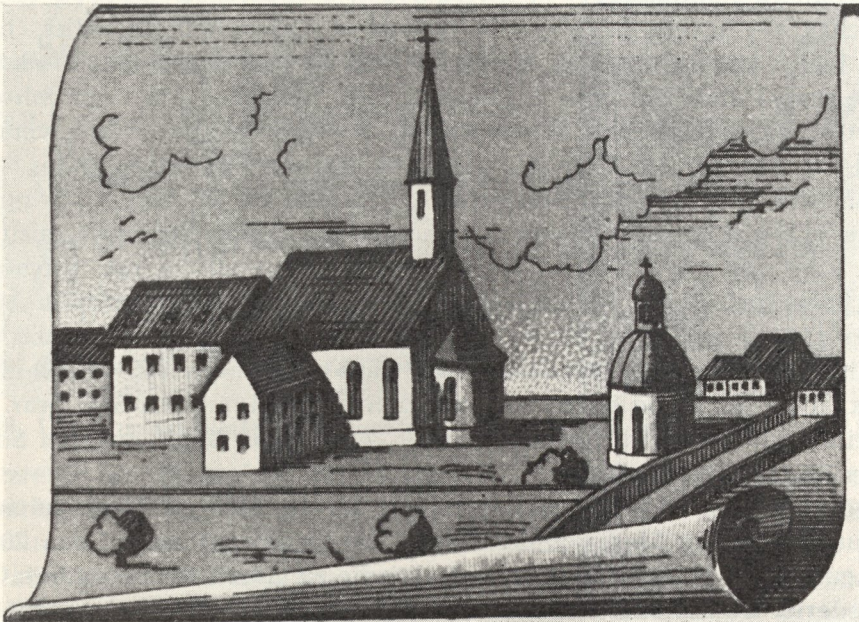


Abb. 47. St. Andrä nach Merian

Seine erste Nennung findet sich im Inventarium der Pfarr Grätz 1598 unter Registernummer 272. Sie lautet: „Ardolff von Grätz stift zu S Andre ain Müll sambt dem Stampf, darbey vnderhalb S. Andre gelegen, darvon man jährlich dient 10 Pfennig Vnd mag ain jedwederer Pfarrer bey derselben Müll Frey mallen. Geben an dem Perchten-tag, Anno 1270 Jar.“ Ob diese „Pfarre“, der Ardolff von Graz gleich eine ganze Mühle samt Stampf widmet, schon 1270 selbständig oder noch eine Filiale war, ist strittig; sicher ist, daß dies Benefizium, im Bereich der langgestreckten „Murvorstadt“ von vielen Seiten reiche Zuwendungen erhielt. In unserem Inventar hat es bereits mehr dienstbare Besitztümer als die Ägydenkirche.

Wir führen nur einige derselben an, sämtliche schon im 14. Jahrhundert im Inventarium nachweisbar; aus einer Zeit also, da die Namensgebung noch Lokalkolorit und sinnfälligen Humor besaß. 1340: „Ain Heüssl bey S. Anndre gelegen, so des Wolfeins gewest.“ 1344: „Ain Hauss vnd Gartten dabey, von Frauen Anna Hainrichs des Coltsens seligen Wittib.“ 1344: „Ulrich Cruslers Weingartten vnd Ackher, gelegen im Pfefferle.“ 1347: „Gundl des Magers Khraut Gartten.“ 1369: „Hannsen Paus Ackher am Hochen Rain.“ 1374: „Hannss Vnruehs halber Garten.“ 1378: „Diemuts am Griess sein Hauss vnd Gartten zunächst der Zieglmaisterin.“ 1390: „Simon Jägers Hauss vnd Gartten.“

St. Andrä dienten ferner, um bei den bildhaft-possierlichen Namen zu bleiben, ein Hans Ameldrosch 1412, ein Garten, Rabenkropf genannt 1424, eine Hofstatt zwischen des Seidenaters und Hupf ins Khneul Rain.

Auch die Namen einiger frühen Pfarrherrn von St. Andrä erfahren wir aus dem Inventarium: Herr Ulrich überläßt 1402 eine Hofstatt „zwischen vnsser Frauen Capeln in der Canzley dem Caplan derselben Capeln.“ Merth Glaser überkommt 1444 etliche Äcker, die Pfarrer Stephan Rogeiß lebenslang — versetzt hatte. 1455 kauft Hanns Khlingslacher (?), Müller zu Panharm, einen „Traidtzehent“ zwischen der Mur und dem Mühlgang, den weiland Pfarrer Valentin Aspalter erkaufte hatte. Merkwürdigerweise schließt „Herr Aspalter Pfarrer zu Graz“ noch 1464 mit dem Edlen Michael von Hafnern einen Vertrag „wegen etlicher strittigen Güetter“. Ist Aspalter, anderwärts einfach Valtein Pfarrer genannt, späterhin zum Pfarrherrn von St. Ägydius avanciert? Dort folgte auf Leonhard Pockhel 1453 Peter Valosti.

Altarstifter, die in den St. Gilgen betreffenden Urkunden erfreulich häufig sind, werden hier leider keine angeführt. Nur ganz flüchtig und unscheinbar fallen Streiflichter auf Gottesdienst und Seelsorge. So berichtet ein Kaufbrief aus dem Jahre 1381, daß eine Hofstatt, die ein gewisser Chuenz (?) um 30 Mark gekauft oder verkauft hatte, der Andräkirche jährlich 13 β 23 S zu reichen hatte, „zu Beleichtung des Sacraments.“ Ein leider undatierter Gnadbrieff ermächtigt, daß man zu St. Andrä „zwaymall im Jar auf dem Freythoff Messlesen vnd die Sacramente administrieren“ durfte. Die Erlaubnis galt wohl der St. Annenkapelle, die im rund um die Kirche gelegenen Friedhof lag. Aus dem Jahre 1431 schon ist eine St. Andrä-Bruderschaft bezeugt; ein Haus und ein Garten am Grieb dienten an sie 40 Pfennige, 2 Hühner und 40 Eier; in Regest 258 ist eine Unser-Frauen-Bruderschaft aus dem Jahre 1455 erwähnt, doch geht aus dem Text nicht eindeutig hervor, ob sie zu St. Andrä aufgerichtet war. 1503 wird das Kirchweihfest der Pfarrkirche „einst zu St. Andrä bei Graz“ auf den Sonntag nach dem Fest des Hl. Jakobus verlegt.

Die Übertragung hing wohl zusammen mit der gewichtigen Neuregelung der Seelsorge links und rechts der Mur, von der Regest 151 lapidar kündigt: Am 20. Mai 1479 erhielt Jodocus Peer, „Pfarrer der Kathedralkirche zu Graz“, die besondere Gnade, zwei Benefizien jederlei Kondition innezuhaben und zu besitzen. Konkret gesagt, der Pfarre zu St. Ägydius wurde die Andräpfarre einverleibt. St. Andrä wird also praktisch wieder zur Filiale, führt aber weiterhin den Titel einer Pfarrkirche, denn 1514 wurde Dr. Johannes Ernst, Pfarrer zu St. Andrä, Stadtpfarrer von St. Ägydius; unter Stadtpfarrer Leonhard Khielmann wurde St. Andrä „mit allen Gottesdiensten“ von der Ägydiuspfarre aus versehen. 1589 aber ward St. Andrä — Klosterkirche. Nach der Übernahme der Ägydiuskirche durch die Gesellschaft Jesu zog die Stadtpfarrgeistlichkeit, eine zeitlang in der Katharinenkapelle schlecht und recht untergebracht, in die Predigerordenskirche an der Gottsleichnamsgasse, die Dominikaner aber wurden ungefragt mit der Andräkirche „entschädigt“.

Sie ward um 1627 abgetragen, nachdem über ihrem First, ja Turm, eine neue Andräkirche entstanden war. Durch einen glücklichen Zufall besitzen wir ein Bild des Alten „Khürchl“, durch die Schreibfreude eines Chronisten O. Pr. eine Schilderung seiner Bauart und Einrichtung: Matthäus Merian d. Ä., ein Schweizer Kupferstecher und Buchhändler, gab 1649 eine Topographie heraus, zu der Martin Zeiller den Text schrieb. Darin findet sich nun auch ein Grazer Stadtbild mit den idyllischen Baulichkeiten von St. Andrä. Wir bringen sie als Abb. 47. Wir sehen an einem „Brückengang“ einen Karner mit ausgesprochen romanischem Charakter, die St. Annenkapelle; gegenüber aber die Kirche in einer damals nicht seltenen und auch heute nicht ganz ausgestorbenen Mischung von Romanik und Gotik. Ersterer gehören an Apsis und Fenster des

Capella Di. Barbara, (nunc Mortuorum) et Altare majus, ubi nunc Ara S. Patris Dominico Sacra, in honorem Divi filii ANDREAE, arte perantiqua fabricatum, cujus in umbilico illa nunc prostrabat Di. Apostoli Sedentis statua, quae hodieq; in Sacristia reposita, annuatim recurrente ejusdem Magni Duodecemviri festivitate numerosissimo Populo, à disitis quamvis procul finibus confluenti, singulariter ad hoc semper erecto Altari Superimponitur veneranda. Referebat ulterius: ad dexteram ingressus in templum astitisse promptum Altare, B. ^{nae} Virgini, Ss. ^{mi} Rosarij Regina dicatum, populi deo devotissimi ut votis ei precibus frequentatū, ita multiplicato munere, et amantissime copijs decoratū. cujus etiam Altaris Imago quondam media, adhuc praesens est in frontē.

Abb. 48. Die Dominikanerchronik über die Alte Kirche und den gotischen Andreas

Schiffes, letzterer der Dachreiter mit Walmdach. Graus, der die Anlage im „Kirchenschmuck“ 1878 beschreibt, vermutet, daß das Kirchenschiff noch eine flache Balkendecke, „über die man es in unseren Gegenden nicht hinausbrachte“, besaß. „Das ganze Kirchlein dürfte also keiner früheren Zeit entstammt sein als dem 12. Jahrhundert und wird durch Größe kaum haben imponieren und die neuen Ankömmlinge erfreuen können“. Sie schätzten denn auch Kirchl, Haus und Garten nur auf 1500 fl — während sie in der jetzigen Herrengasse einen Bauwert von 50.000 fl verlassen hatten ... Davon später eingehender und interessanter.

Über die Baulichkeiten von Alt-St.-Andrä gibt übrigens auch HOLLARS Stich vom Jahre 1635 konkreten Aufschluß. Reichlich von Merian verschieden. Unter M ist Kirche und Pfarrhof dargestellt. Die ganze Anlage sieht hier gedrückter und breiter aus. Der Dachreiter trägt, am Mauerabschluß mit Dreieckgiebeln versehen, ausgesprochen gotischen Charakter. Der Pfarrhof, bei Merian ein quer ans Kirchenschiff stoßender Block mit Stockwerk, hat bei Hollar nur eine Parterre-Anlage, dafür ist ihr ein Querbau vorgelagert. Gut ist bei Hollar die Friedhofsmauer, die bei Merian fehlt, zu sehen, oben zinnenartig abgeschlossen. Der „Wassergraben“ wird hier als beidseits eingezäunter Fahrweg kenntlich. Total anders sieht bei Hollar die Annenkapelle aus: Sie trägt einfach ein eingezogenes Kegeldach, während sie bei Merian mit Kuppeldach, Laterne und Haube gesegnet ist. Solch grundlegende Änderungen konnten in 14 Jahren wirklich nicht geschehen — ein Schulbeispiel also dafür, wie wenig wir uns bei Stichen auf Naturtreue von Einzelheiten verlassen können.

Und die Schilderung? Sie findet sich, bisher noch unveröffentlicht, in der Dominikanerchronik. Der bienenemsgige Schreiber, mit diesem Teil um 1687 beschäftigt, befaßt sich mit ihr auf Seite 38. (Abb. 48.) Natürlich hat der Chronist das vetus Andre-

anum Sacellum, das alte Heiligtum St. Andreas, mit eigenen Augen nicht mehr gesehen; aber er bringt, wie er sagt, eine *relatio fide digna*, einen glaubwürdigen Bericht. Er erzählt also, er habe nebst anderen Zeugen der Überlieferung einen Mitbruder befragt, von gutem Ruf, ansehnlicher Weisheit, *canitie spectabili*, der das 80. Lebensjahr bereits überschritten. Ob er die Anfänge der neuen, den Bau der alten Kirche noch gesehen habe? Jawohl um 1620, er könne sich genau daran erinnern: das Kirchlein stand anders als die nunmehrige Kirche, „verdreht“: Diese erstreckte sich von Nord nach Süd, jenes von West nach Ost; es hatte die Türe, wo jetzt die Barbarakapelle (neuestens Totenkapelle) sei, den Hochaltar dort, wo sich nunmehr der Dominikusaltar erhebe. (Heute Kapelle Maria Lourdes.) Zur Rechten des Eingangs sei ein Rosenkranzaltar gestanden, vom Volk viel besucht, mit Weihegeschenken reich behangen, das Altarbild hänge noch im Konvente. Neben (hinter?) dem Apostelaltar seien die Stricke zu zwei Glocken im hölzernen Turm gehangen. Der ehrwürdige Gewährsmann habe auch noch den hölzernen überdachten Bogengang gesehen, der vom Kloster zur Kirche führte, in den engen Chor hinter dem Altare. Die Sakristei war *perangusta*, übereng. „Er fügte hinzu und zeigte mit dem Finger an das Maß der Schritte, um wieviel näher der alte Konvent dem Gotteshause war.“ Immer wenn man Gräber aufwarf, fand man Gemäuer und alte Fundamente, die kein Begräbnis zulassen. Chronist selber habe als kaum 12jähriger Bub, um 1658 herum, das Portal des alten Klosters gesehen, *cum extrapatentibus porticibus ad instar Claustralis peristyli*, mit nach außen sich öffnenden Gängen nach Art einer klösterlichen Säulenhalle.

Zerbröckelt, verweht, vergessen. Erfreulicherweise aber erhalten blieb ein Kronstück unseres nur allzusehr gelichteten Bestandes gotischer Bildhauerei, eine 116 cm hohe Statue des Schutzheiligen. Unser weißhaariger Kronzeuge berichtet von ihr, daß sie zu seiner Zeit unter einem Baldachin auf dem Hochaltare, *arte perantiqua fabricatum*, nach sehr alter Kunst holzgeschnitzt, gethront habe. Die Statue, die „jetzt“ in der Sakristei aufbewahrt sei, werde an seinem großen Apostelfeste alljährlich auf einem eigenen Altar postiert, von überaus freigebigen Volksscharen, die von allen Seiten zusammenströmen, verehrt. Der „getischlerte“ Altar war also wohl ein baldachinüberwölbter Schrein, der Festaltar scheint, wie es auch in St. Leonhard der Fall war, von Fall zu Fall im Freien aufgerichtet worden zu sein. Darauf deuten die beiden Messen, die am Friedhof gelesen werden durften, wenn es sich nicht um Gottesdienste im Karner handelte. Das „Zusammenströmen aus entlegenen Fernen“ war jedenfalls im Freien besser möglich.

Auf niederer breitgeschwungener Sesselbank thront (Tafel 91) der Heilige, das schräggefügte Marterholz lose in der Linken, das Evangelienbuch aufgeschlagen im Schoße. Ein wallender Priester-Königs-Mantel hängt über Schulter und Arm, breitet sich im massiv-muldigem Faltenwurf über die Kniee. Mächtig umrahmt Scheitelhaar und Vollbart das ausdrucksvolle Antlitz, das mit sprechend geöffnetem Mund und Aug die unsichtbar vorüberziehenden Gläubigen-Scharen unauffällig mustert und unaufgefordert segnet. Garzarolli-Turnlackh schreibt das Werk, um 1485—1490 entstanden, Meister Friedrich Schramm von Ravensburg zu, der als rühriger Exporteur eine Reihe von steirischen Kirchen mit Kunstwerken versorgt hatte. Die Plastik steht heute, mit simplen und saftigen Farben übermalt, links rückwärts im Seitenschiff. Der Aufstellungsort trägt der Bedeutung der Plastik kaum pietätvoll Rechnung; danken wir aber Gott, daß sie noch gesichert im Halbdunkel steht und nicht wie so viele andere Zwölfboten, Madonnen und Engel der Altväterzeit in moderne Museen oder gar ins Ausland abgewandert ist ...

THOMASKAPELLE

Geheimnisumwittert und sagenumwoben ist noch in Erinnerung die romanische und romantische Kapelle im Bereich der Schloßbergfestung, die 1809 höchst unnötig abgebrochen wurde. Der Volksmund wußte zu erzählen, daß das später dem Apostel Thomas geweihte Heiligtum ursprünglich ein heidnischer Tempel gewesen sei — in den Tagen und Jahren der Frühzeit, da der Schloßberg Standort einer römischen Garnison gewesen sein soll. Von dieser hat noch kein Historiker einen Beweis beibringen können. Sie wurde einfach

von jenen unkritischen

Geschichtsschreibern der alten Schule angenommen, die Graz vor der Völkerwanderung eine römische und daher heidnische

Kolonie Savaria,

Mureola, Floriana,

Carradunum usw. sein ließen. Auch die beiden romanischen Löwen, die einst das Portal „bewachten“, wurden zuweilen als Beweise geführt, daß die Kapelle in die römische Zeit zurückreiche.

Noch Wonsiedler glaubte an ihnen „die Hand der Römer“ zu



Abb. 49. Ein Portallöwe der Thomaskapelle

St. Thomas „in einem Keller des Landesmuseums sein beschauliches Dasein friste“. Dieses Stück ist wohl identisch mit der Steinskulptur, die sich heute im Joanneum befindet. (Abb. 49.) Die verschollenen Thomaslöwen fand Baldassari 1924 in Schloß Balsdorf bei Ilz auf.

Felizetti erhob das Thomaskirchlein zur Schloßkapelle der Hengistburg, die nach ihm am Grazer Schloßberg lag. Heute wird als Standort der schon 1126 genannten Ecclesia Hengiste so ziemlich allgemein St. Margarethen bei Lebring angenommen. Oft und immer wieder wurde die Kapelle, wechselnd mit der Stiegenkirche, als ältestes Gotteshaus von Graz genannt. Ich habe schon in meinem Dombuch nachgewiesen, daß an Hand historischer Zeugnisse der romanischen Vorläuferin unseres Domes, bereits 1174 genannt, dieser Ruhm gebührt. In Großgraz aber Straßgang, dessen Kirche über ein Jahrhundert früher im Steirischen Urkundenbuch Erwähnung findet.

Wann hören wir erstmalig von der Thomaskapelle? Indirekt im Jahre 1185. Am 24. Juli. An diesem Tage genehmigte laut Zahns Urkunde I. 642 Herzog Ottokar die Schenkung eines seiner Ministerialen, der Besitzungen bei Graz und in Guntarn (im Geidorfviertel) dem Stifte Voralpe widmete. Voralpe Kirchenpatron ist St. Thomas. In der Urkunde heißt es nun, daß ein Vielgeliebter, dessen Name leider durch Rasur unleser-

erkennen. Ein Beispiel für viele der Verwechslung der Romanik mit der Kunst der Römer. Schon Baron Oer hat darauf hingewiesen, daß ähnliche Portalwächter auch an anderen romanischen Bauten zu sehen waren. Beispielsweise im Stift Seckau. Sie stehen heute auf Säulen rechts und links am Zugang zur Basilika. Auch in einem Wirtschaftsgebäude des Stiftes Rein ist eine löwenartige Plastik eingemauert. Oer schrieb, daß einer dieser Löwen von

St. Thomas „in einem

lich gemacht wurde, ein Beneficium beim Markte Graz und in Guntarn, das einst Besitz „unseres Verwalters Ruzon“ war, dem Apostel Thomas und den „Brüdern, die Gott in Vorau dienen“, übergeben habe. Daraus zieht Dr. Fritz Popelka den Schluß, daß die Vorauer in ihrem neu zugewachsenen Besitztum diese unsere Kapelle gebaut hätten. 1306 ging Guntarn in den Besitz der Kommende Leech über, deshalb findet sich diese Urkunde im Deutschordensarchiv in Wien — die erste bei Pettenegg erwähnte Urkunde, die in Graz ausgestellt wurde. Als Zeuge fungiert unter anderem Ottokar, Burggraf von Graz, also der Befehlshaber der Schloßbergfestung, eine nicht ungewichtige Zeugin für Popelkas Beweisführung: Die Wohnung des Burggrafen lag noch 1575 „hinter der Kapelle“. Die Thomaskapelle war also wohl von Anfang an die Hauskapelle des Schloßbergkommandanten. Ausdrücklich genannt wird unsere Kapelle zum erstenmal im Jahre 1271. Am 25. August gab der böhmische Landmarschall Purchard als Landeshauptmann von Steier dem Stift Rein die Erlaubnis, innerhalb der Klostermauern einen Schüttkasten zu bauen. Die Urkunde ward ausgestellt apud Gracz in Capella Sancti Thome Apostoli, bei Graz in der Kapelle des Apostels Thomas.

Über das **A u s s e h e n** dieses Gotteshauses, zumindest über Grundriß und Außenbild, unterrichten uns in großen Zügen Wort und Bild. Der Maler Alexander Wonsiedler, als Sohn eines Burginspektors in Graz 1791 geboren; er war bereits 18 Jahre alt, als die Kapelle geschleift wurde. Der geweckte Jüngling hat also schon an der Hand des Vaters das Burgkirchlein durchwandert und besichtigt. In seinen „Erinnerungen an Graz“ nennt er nun die Thomaskapelle „das merkwürdigste Altertum, das Grätz aufweisen konnte; sie bestand aus zwei ineinandergeschlungenen Rotunden, davon eine merklich kleiner mit der Rückseite gegen Norden gestellt war. Über dem Eingang waren zwei große Löwen, jeder zwischen zwei Säulen ruhend, in Stein gehauen ...“

In den baulichen und kunsthistorischen Zusammenhang mit den Werken ältester Architektur stellte das bescheidene Werk Dr. Albert Ilg: „St. Thomas war ein kleiner **R u n d b a u**, der Hauptsache nach jenen Grabkapellen und Karnern ähnlich, welche durch ihre zylindrische turmartige Gestalt auffallend, gerade in Österreich besonders häufig vorkommen. Sie sowohl als die ebenfalls kreisrunden oder achteckigen Baptisterien Italiens sind indirekte Nachbildungen jener antik-römischen Rundbauten, welche teils als eine besondere Tempelgattung, teils ebenfalls schon als Grabgebäude in der heidnischen Ära Verwendung finden. In diesem Sinne also können wir es uns gefallen lassen, St. Thomas einen Römerbau nennen zu hören ...“ Die Analogien sind hier unnötig weit hergeholt. Der Karner von Hartberg ist nach Entstehungszeit und Bauart ein naheliegendes Gegenstück.

Willkommene **I l l u s t r a t i o n e n** zu diesen Schilderungen bieten die Stiche alter Meister. Freilich variieren sie, wie bei allen übrigen Objekten, bei der Wiedergabe der Baueinheiten recht ärgerlich. Eine der ältesten, wenn nicht die älteste Zeichnung — in der Stadtansicht des Gottsplagenbildes verdecken Türme und Firste der Burganlage Turm und Kirche — bietet uns 1594 Georg Peham. (Siehe: Der Dom zu Graz, Seite 63.) Beinahe beherrschend ragen hier über die Wehrmauer und Nachbarbauten empor der bekannte Glockenturm und, rechts eng herangerückt, die käsglockenähnliche Silhouette des Kirchleins. Die Kuppel trägt hier gleich dem Turme Laterne, Tambourkuppe und anscheinend auch ein Turmkreuz. Grundriß und Längsschnitt zeigen in recht instruktiver Anschaulichkeit zwei nach Photographien Dr. Semetkowskis wiedergegebene Zeichnungen auf Tafel 31 der Stadtgeschichte Popelkas. Ihnen entnehmen wir, daß um 1804 ein saalartiger quadratischer Zubau geplant war. „Das Schiff überhöhte ein spitz zulaufendes Schindeldach, auf dessen Mitte ein barocker Dachreiter aufgesetzt war.“ Letzterer zeigt hier eine verhältnismäßig hochaufgeschossene Bedachung — ein Zwiebelturm über der glockenartigen Kuppel, einen Knauf und ein etwas kompliziertes Turmkreuz,

sichtlich eine tüchtige Schlosserarbeit. Am stimmungsvollsten wirkt hier in der Attika eine Art Laube — die beiden Säulen, Gebälksteine und Rundbogen verraten engste Zugehörigkeit zum Uhrturm und seinem schon von Wastler nominierten Schöpfer. Am plastischsten und gründlichsten rekonstruiert das zu Atomen zerbröckelte Heiligtum die dankenswerte „Bastelei“ des Kanoniers Anton Siegl, der in seinen unkriegerischen Musestunden eine äußerst instruktive Wiedergabe der Kirche anfertigte: Ein Tonmodell, das den Schloßberg mit den Randhäusern der Abgrenzungsgassen (Wickenburg-, Sack-, Spor-, Paulustorgasse und so weiter), mit Terrainhängen und Plateau, mit Festung, Uhr- und Glockenturm anschaulich vor Augen stellt. Der stadtgeschichtliche Wert des Werkes, das noch im Stadtmuseum zu bewundern ist, wird durch den klugen Einfall erhöht, Baudetails wie Schachfiguren abheben und im Konnex der Umgebung eingehend nachprüfen zu lassen.

In meinem Dombuch habe ich es gewagt, für ein älteres Bestehen der Stadt Graz und seiner alten Kirchen, als es die im blinden Zufall geretteten Erstnennungen wahrhaben wollen, einzutreten. Hatte man eine zeitlang das Bestreben, die ältesten Urkunden als verdächtig hinzustellen und so das nachweisbare Bestandalter herunterzurücken, so darf man jetzt eine gegenteilige Tendenz feststellen. Professor Popelka hielt in seiner Stadtgeschichte den Baucharakter der Kapelle als dem 12. oder 13. Jahrhundert angehörig, in seiner 1948 erschienenen „Verklungenen Steiermark“ zitiert er Klebel, demzufolge zumindest der Grundriß eine Form aufweist, „die der älteren romanischen Kunstepoche aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert geläufig war“. Derselben Zeit weist er ja auch die in den letzten Jahren in einer Schloßberghöhle gefundenen Tongefäße zu.

Eine römische Wachsexpositur oder gar Festung auf dem Schloßberg hält der genannte Forscher für unwahrscheinlich, wohl aber nimmt er einen prähistorischen Ringwall an, zur Slowenenzeit eine Fluchtburg. „Spätestens zu Beginn des 12. Jahrhunderts“ sei, wie die Randberge des Grazer Feldes rechts der Mur, auch unser Stadtberg zur Bergveste ausgebaut worden. Auf ihr nahmen Wohnsitz Markgrafen und Herzoge. Welch stattliche Formen, welch stolze Wehrtürme er im 15. Jahrhundert besaß, davon zeugt das Stadtbild des Gottsplagengemäldes wie das Kompliment des Dichters und Delegaten Aneas Sylvius Piccolomini. (Vgl. beides im Dom zu Graz, Seite 59.) „Das Wahrzeichen der alten Burg war ein mächtiger Bergfried, der weithin in die Lande schaute.“ Um 1547 ward er abgetragen; vierzig Jahre später erhielt die Festung einen neuen Blickfang, der glücklicherweise noch heute zur Höhe ragt, den Glockenturm, der fürs Erste einfach als Kirchturm der Thomaskapelle gedacht war.

35 Meter hoch, ist der Achteckturm für seinen Erstzweck gewaltig ausgefallen, in seiner Modellierung trotzdem geschmeidig. (Tafel 48.) Als Errichter hat man einst, verleitet durch die seine Art kennzeichnenden gekuppelten Fenster, den Erbauer des Landhauses, der Romualdkapelle am Dom, der Prunkstiege in der Burg, Domenico dell Aglio angenommen. Der Künstler ist aber bereits 1563 gestorben. Er hat zwar den neuen Befestigungsbau durchgeführt, die Pläne lieferte nach Popelka „der weitberühmte Kriegsmann Lazarus von Schwendi“. Dehio schreibt den Turm mit Fragezeichen Giacomo de la Porta zu. Um ein Haar hätten wir die Baumeister und Poliere, Maurer und Steinmetze bei Namen kennen gelernt, wenn sie selber ein bißchen auf ihren Nachruhm bedacht und nicht so sehr von Augenblickssorgen erfüllt gewesen wären. Im Landesarchiv liegt noch die am 13. November 1588 abgefaßte Bittschrift der „Pau- und Werckmaister dess new erpauenden Thurns.“ Sie ist an Erzherzog Carl II. gerichtet. Wir bringen sie im Mosaik. Wohl spricht die Supplikation einleitend verheißungsvoll von den „Undenbenanten“, die den Turm bereits „zum Thach gebracht“, die „Gloggen schon allberait in das Eysenwerckh gehengt“, noch aber nach ihrer Darstellung keinen Pfennig ihres

Salärs in die Lederschurztasche geheimst. Vielleicht haben sie ihre Namen ja auch hingeschrieben, aber der „Transsumtor“ war zu träge, sie nachzuschreiben.

Baron Oer hat die seelsorgliche Geschichte des altehrwürdigen „Khürchls“ eingehend — die Namen der Benefiziaten bringen wir im Klerus — geschildert, Kalchberg berühmte Gefangene, die hier seelische Betreuung erfuhren, samt ihren tragischen und tragikomischen Erlebnissen gezeichnet, kunsthistorische Einblicke gewinnen wir nicht.

Im „Hauptschloss“ gab es außer der Thomaskapelle noch eine Elisabethkapelle. Sie wird bereits im Inventar des Gilgenpfarrers Wollgradt 1583 genannt. Capella St. Elisabethae sita in Castro Graecii. Im Inventar des Schloßhauptmannes „Julius von Sorä“ vom Jahre 1573 werden die bescheidenen Besitztümer „beder Capellen“ umständlich angeführt: 2 Silberkelche, 4 Meßgewänder und so weiter. Das Inventar desselben Burggrafen 1589 führt nur mehr eine Kapelle an — die Elisabethkapelle war also inzwischen niedergerissen worden. Dafür verrät es, daß sich in der Thomaskapelle befanden fünf große „Leinwattene Bilder in hilzerne Leisten eingefast“ und vier „Khupfer Stich Taffel“, darstellend die Evangelisten. Das Visitationsprotokoll 1617, das anderweitig mit interessanten Streiflichtern aufwartet, beschränkt sich auf die Feststellung: Das auf der Burghöhe gelegene Gotteshaus ist von dezentester Bauart, mit allen erforderlichen Gegenständen gut ausgerüstet, wirft jährlich 8 fl ab ...

Umso erfreulicher ist es, daß wir ein Inventarium aus dem Jahre 1762 besitzen, das uns beinahe ein erschöpfendes Bild über die Einrichtung und Ausstattung vermittelt. „Die Vöstungs-Kirchen zu Graz“ besaß also eine neue „Monstranz, mit Kupfer, Silber vnd Verguldt“ aus dem Jahre 1752, eine Silberampel, zinnene Opferkännchen, ein weiß blechenes Rauchfaß, ein ausgenähtes Antependium mit „leonischem Goldt gestickt“. An Kunstgegenständen: Zwei Altärchen mit „blau vnd verguldem Ramen“ eingefast, eine schwarz gebeizte Kapsel, „wo der Gute Hirth darinnen liegend von Wachs gemacht“, eine Kapsel mit einem wächsernen Jesukind, „so mit Glass gefasst von der Herrschaft Gundacker zur Kirch geschafft worden“. An Silbergeschmeid 11 Stück, darunter eine vergoldete Monstranze, eine silberne Waage in der Hand des Erzengels Michael; im Nachtrag noch 18 Stück Zinngeschirr, 46 Geräte aus Kupfer und Messing, 11 Meßglöckchen, 20 Meßgewänder, „darunter 1 von purem Gold Stukh“, 21 Antependien, 4 Kanzeltücher, 1 versilberter Holztabernakel, 10 Reliquienaltärchen, 2 „Xaveriarmb mit metall gefasst“, 1 Mariahilf Bild „in schwarzer rom“, 2 Salzburger „Kindl in Kapseln“.

Also doch nur der sakrale Hausrat, um nicht zu sagen Tand, der sich in jeder Barockkapelle fand. Nicht doch, das Inventar weist auch aus 31 „Bilder gemahlen“. Darunter Darstellungen der Heiligen Maria, Josef, Johann Baptist, Ignatius, Xaverius, Philipp Neri, Cajetan, ebenso „von Holz ausgehauene Bilder“: 1 Gottvater Statue, geschenkt von Georg Fischer 1747; 1 Mutter Gottes von P. Sparber, Christkind, Joseph, Schutzengel ab eodem, leider kein Künstler- sondern ein Donator-Name, 1 Johannes, geschenkt von der Garnison, 1 Michael „vom Bildhauer geschenkt“ ...

Das wertvollste am Inventar sind aber die Hinweise auf die drei oder vier vorhandenen Altäre: Es hing eine Silberampel vor dem Frauenaltar, es standen 3 „Canon Taffeln“ vor dem Michaelaltar, es waren vorhanden „je ein Altarblatt S. Thoma und Joann Babt.“, ferner ein Leinwandbild mit Mutter Gottes, Johannes und Thomas, „worunter die Schlossgemeinde betend“. Wem der Hochaltar geweiht war, geht leider aus der schwerfälligen aber ausführlichen Beschreibung nicht eindeutig hervor. St. Thomas? Ein ovales Bild dieses Heiligen hängt noch im Stadtmuseum mit dem Vermerk: „Aus der Thomaskapelle“, allein es scheint nur ein Glied aus einem zwölfteiligen Zyklus zu sein. Oder bildete es doch das Mittelstück des Hochaltars?

1689 gründeten die Jesuiten hier eine Michaels-Bruderschaft. „Der Aufzug aber eines Bruders ist ein weisser Rock, gemeiniglich von Leinwath, sambt dem himmelblauen

Bruderschaftskreuz auf der linken Seite". Das Diplom, gemalt von Georg Lorbich, gestochen von Andreas Trost, zeigt Christus den Richter in den Wolken, darunter Sankt Michael mit Schwert und Waage. Die ansonst schwer deutbaren Heiligen sind wohl identisch mit denen „auf Leinwath gemahlene", also Maria, Thomas, Joannes. Auf säulenartigen Zylindern sind die Bruderschaftsregeln angeschrieben, unter dem Bilde steht: O Jesu, wann Du kumbst zu Gericht, wir bitten Dich, verdam uns nicht!"



Abb. 50. Maria im Turm . . .

Das Jahr 1809 bereitete dem Kirchlein ein doppelt unverdientes Ende. Major Hackher hatte die Festung zwar erfolgreich gegen die Franzosen verteidigt, allein beim Friedensschluß am 23. Juli mußte nebst anderen bitteren Kontributionen auch die Schließung der Festung zugestanden werden. Zur Sicherung ihrer Eintreibung wurden Geißeln ausgehoben und in der Festung verwahrt, darunter Fürstbischof Johann Graf Waldstein. Die Abtragung der Thomaskapelle war nicht gefordert worden. Die des Glockenturms verhinderten durch Erlegung einer Kompensation von 2987 fl 41 kr patriotische Bürger. Die Sprengung wurde am 16. November 1809 durchgeführt, ihre Erschütterungen brachten auch die Kapelle zum Bersten. Da der Turm heil blieb, ist anzunehmen, daß bei gutem Willen auch das Sacellum St. Thomae hätte gerettet werden können.

Das „wenig kunstreiche Barockaltarbild“ ist nach Baron Oer in Verwahrung des

Landesmuseums. Ich konnte es nicht zu Gesicht bekommen. Schwere und schwerste Schicksalsstürme sind im Lauf der Jahrtausende über den markigen Berg hinweggebraust. Wie ein steinerner Äplerschädel hat er ihrem Toben standgehalten. Die Romantik der malerischen Festungsbauten ist bis auf etliche Bastionen und die verfallenen Kasematten — warum eigentlich sind die Schloßbergspiele trotz erfolgreicher Probespiele noch immer außer Repertoire? — verflüchtigt; erhalten blieb uns nebst dem gotischen Uhrturm der liebe Glockenturm mit seiner tönenden „Lisl“, 1587 von Martin Hilger gegossen, von Bildhauer Jeremias Frank verziert. Ursprünglich Carlslocke genannt, hat sie der Volksmund, wohl in Erinnerung an die abgetragene Elisabeth-Kapelle umgetauft. Auch sie verstummte 1784 vorübergehend. Als sie wieder ihre Stimme erhob, schrieb ein Stadtpoet die vielzitierten noch heute gültigen Zeilen:

Des freut der biedere Grätzer sich
Zu jeder Morgenstunde
Und Jung und Alt und Mäniglich
Vier Meilen in der Runde.

Das älteste Erinnerungsstück der Stadtfeste ist die kleine Armsünderglocke, 1382 von Johannes von Rottesberg gegossen, das „höchste“ item höchstgelegene Kunstwerk der Stadt eine holzgeschnitzte Maria Verkündigung, deren Engel leider verloren gegangen ist. Eine treuherzige Tradition der Turmwächter und Lisl-Läuter behauptet, sie stamme aus der Elisabethkapelle. Ein Blick auf die barocke Statue beweist, daß sie so frühe Tage nicht gesehen hat. Vielleicht ist sie identisch mit der „Mutter Gottes von P. Sparber“ des Inventars 1762 — Sparber war nicht der Bildhauer sondern der Spender. Zwar ist der linke Arm einmal abgeschlagen und durch einen übergroßen plumpen Ersatz ergänzt worden. Allein die Gestalt kniet so überzeugend fromm am Betschemel, das liebe Antlitz lauscht so ergeben der Botschaft des unsichtbaren Himmelssendlings, daß wir sie gerne im Bild 50 wiedergeben. Obendrein ist sie den allermeisten Grazern fremd. Wie das malerische Blechdach, das mehr aus Gründen der Pietät als der nassen Notwendigkeit mit der ansprechenden Skulptur in das „Turmverließ“ genommen wurde, beweist, stand sie vorher auch nicht in einer Kapelle sondern, höchstens an ein Bauwerk angelehnt, im Freien.

Die Einheimischen besteigen wohl den „Pensionistengletscher“, den Aufstieg zur Glocke überlassen sie „traditionsbewußt“ den „zugereisten“ Schulkindern und Altertumsfreunden. Allen Grazern aber bereiten wir in Tafel 49 eine überlang vorenthaltene Augenweide: Lisl im Gestänge! Eine edle Tonkönigin im erzenen Reifrock, eine schönstimmige Herrscherin in den Fesseln des Klöppelfängers, eine gütige Stadtgöttin, die sich von ihrer angestammten Höhe in einen Holzverschlagenen Tunnel verstieg, eine Urwaldfee, die aus Sehnsucht nach Menschen zu ihren Häupten einen Käfig bestieg ... Man hat das Gefühl, wenn sich die Fessel löst und der Mantel schwingt, dann klingt alles harmonisch mit: Erz, Eisen, Holz — und das unharmonischeste Hartmetall: Das Herz verquälter, vergrämter und entgötterter Großstädter. Erfülle, edle Sängerin und Klingerin, weiterhin deine schöne Mission, deren schönen lateinischen Wahlspruch, von Hilger und Franck dir an den Leib geschrieben, Mühlfeiths „Treuer Führer“ durch Graz vor hundert Jahren folgend verdeutscht hat:

Glocke man nennet mich,
Eitles nie künde ich,
Töne bei Freudengeprägten,
Töne bei Leichengesängen,

Und in des Sturmes Pracht
Zeigt sich erst meine Macht,
Wohl ruf' ich Andre zu des Glaubens Helle,
Mir selber aber bleibt die Alte Stelle.

ST. PETER

Hand aufs Herz, wer kennt St. Peter, wer spricht von St. Peter? Gewiß die hundert Kleinbeamten und Leichtverdiener, die zwischen den beiden Weltkriegen ein riesiges Feldgelände am Stadtrand mit schmucken Familienhäusern überbauten. Gewiß die luft-hungrigen Städter, die sich allsonntäglich über die besonnten Hügel ergießen, in der Lunge Ozon, in den Augen Blütenpracht und Fruchtsegen nach Hause tragen. Bekannte

doch schon Kumar in

seinen Streifzügen:
„Mit Entzücken wandelt man über das reiche Grasland hin und freuet sich des Segens, der da die vaterländische Erde

schwellt.“ Mit Interesse liest man auch seine Zitate aus Otto-

kar von Hornecks Reimchronik, der erzählt, daß hier wie überhaupt murentlang 1290, als um Weihnachten die Veilchen blühten und das Gras den ganzen Winter über grünte, eine Anzahl fremder Vögel

„größer denn der Swan“, mit Schnäbeln „dreyer Finger prait“, an der Kehle mit langen irchfellartigen

sen oder Zeysel“ ein, verzehrten das „Dräht“ (Getreide) mit sampt den Wurtzen“, rissen die „Haselstauden vnd pürkhen nider“, die Passanten schritten darin „bis an den schenkehl als in einem schnee.“

Und da wir nun schon bei den „Gottsplagen“ sind, einen kurzen Überblick über die jahrhundertelange Drangsalierung, so die „vngelavbigen Turkhen“ über unser Heimatland und seine Hauptstadt brachten. Zusammenfassend schildert sie Pfarrer Jakob Unrest in seiner österreichischen Chronik: „Sie schmachten alle Frawen und Junckfrawen jammerlichen, sy totten und verkaufften daselbs all Man und Frawen, sy totten alle Kinder und krank Lawt und wardt der Christen Gelauben also geschendet, das ainem Christenleichen Hertz pilleich erparmet“. Dr. Franz Ilwof, der die Geschichte der Osmaneneinfälle 1859 erstmalig übersichtlich darbot, stellte bis 1683 nicht weniger als 19 Einbrüche fest. 1532 ward das Pfarrgebiet von St. Peter Kriegsschauplatz. Kumars Darstellung fußt auf Megisers Chronik und des Bambergischen Vizedoms Meixner Rela-



Abb. 51. Bruderschaftsbild

„Godern“, sich niederließ und den Grazern ein ganzes Jahr lang zusätzliches Geflügel bot, dafür aber 1306 Unmengen von Heuschrecken „an der Gröss wol als die Starn“ einschwärmten, die stundenlang (!) die Sonne verfinsterten, die Fluren ratzekahl fraßen, aber auch einen neugierigen Diener Ulrichs von Sonneck, der das ungewohnte Schauspiel von der Nähe aus genießen wollte, samt seinem Pferde bis auf das bleckende Gerippe abnagten ... 1478 wieder flogen laut einer alten Seckauer Handschrift die „Haberschrokhén, also gross als die Mä-

tion. Da sie auch in unsere leider sehr dürftige Pfarrchronik Eingang fand, daraus einen knappen Auszug: Am 12. September 1532 fiel Kaiser Soleyman auf seinem Rückzug aus Wien mit 200.000 Mann von St. Leonhard aus in Graz ein. Der türkische Geschichtsschreiber Nischandi schabi beschrieb die Verheerung Steiermarks drastisch und bombastisch: Von allen mit Glocken und Kreuzen gezierten Kirchen und Klöstern des Landes blieb keine Spur übrig als ein langer Streif von Rauch . . .

„Ein großes Unglück traf der Heiden Land,
Es war ein einz'ger Feuerbrand,
Das Feuer schien sich der Verehrer zu erbarmen,
Es hielt die ganze Welt in seinen Flammenarmen.“

So schlimm war es nun freilich nicht. Auch nicht so glorreich für die Angreifer. Graz war nicht unvorbereitet. Bürgerrobot und Kirchentribut — die Stifte und Klöster mußten ein Viertel ihres Besitzes opfern — hatten Verteidigungsmöglichkeiten geschaffen. Hans Katzianer von Katzenstein war ein fürsorglicher Stratege. Mit Landeshauptmann Hans Ungnad und 3000 Reitern schützte er das östliche Vorfeld, den ungarischen Oberst Paul Pákhy ließ er nach St. Peter vorrücken. Ibrahim Pascha führte die Osmanen in zwei Gruppen an Graz vorüber gegen Fernitz. Dort fiel ihn Pákhy an, Katzianer, Ungnad und die Schloßbergmannschaft nahmen den Feind in die Zange. 8000 Türken blieben auf der Walstatt. Das Haupt eines Paschas auf die Lanze gesteckt, zogen die Grazer — so war es auf einem alten Bilde im Ratsaal der Landstände zu sehn — mit reicher Beute zurück.

St. Peter, von Kunsthistorikern noch immer als Dorfkirche der Vorstadt geringgeschätzt wenn nicht gar übersehn, ist auch kunstgeschichtlich von Reiz und Interesse. Um das einschlägige, bisher noch nirgends literarisch verwertete Material ausführlicher zu Worte kommen zu lassen, das Geschichtliche nur im Telegrammstil: 1277 wird es, im Zusammenhang mit einem Weinzehent, schon als P f a r r e, 1298 bereits ein Pfarrer D o r n a e r i u s oder Donarius genannt. 1532 von den Türken niedergeäschert, wird die Kirche gleich der von St. Leonhard 1535 mit zwei Altären neu geweiht, am 22. September 1643 aber die neue Kirche samt dem Hochaltar konsekriert.

Ein mächtiger Archivkasten verwahrt eine Unmenge von Schriften — wie überall erst Enttäuschungen bereitend: Zumeist nur Besitzfragen festlegend, Gülten und Renten, Dienstbarkeiten und Sammlungen, Käufe und Verkäufe, Schätznoteln und Verlassenschaften. Allein bei nötiger Geduld und Hartnäckigkeit finden sich auch Archivalien, bei deren flüchtiger Durchblättern dem Forscher das Herz lacht. Das Verzeichnis der „Stüfftungen“ bringt leider aus der gotischen Zeit nur eine „ewige Stiftung“ vom Jahre 1446 über ein Seelenamt und vier hl. Messen. Der Brief selber findet sich jedoch nicht mehr, er wurde in „Höchstderselben Kanzley eingereicht und ist anoch aldort befindlich“.

Von der gotischen Kirche ist nur mehr ein freilich beherrschendes Detail erhalten, der malerische und monumentale T u r m e i n g a n g mit zwei darüber liegenden Geschossen (Abb. 52). Nach drei Seiten öffnet sich ein spitzer Bogen, ähnlich dem unseres Burgtors, niedere aber massive Lisenen geben ihm baulichen Halt und wehrhafte Festigkeit, an der Frontseite verleiht ein heute teilweise vermauertes Fenster mit Maßwerk der massiven Anlage malerische Auflockerung. Auf den ersten Blick sieht man, daß der Turm von Anfang an auch eine fortifikatorische Mission zu erfüllen hatte, Vormauer und erhöhte Lage unterstreichen sie. Gleich Straßengel und Straßgang galt es hier nicht bloß Gottesdienst zu feiern, sondern auch ungebetene Eindringlinge abzuwehren.

Die 29 Urkunden sind kunstgeschichtlich ohne jeglichen Fingerzeig. Die älteste vom Jahre 1567 bezeugt den Verkauf eines Hauses, das dem „würdigen Gottshaus

St. Peter unter Graz" 12 Groschen trägt. Bedeutsam aber ist die Abschrift einer Bulle des Papstes Urban VIII. vom Jahre 1642. Sie bezeugt, daß schon damals in St. Peter prope Graecium eine Bruderschaft bestand unter dem Titel der Unbefleckten Empfängnis. Sie bringt einleitend eine Bulle Paulus V. anno 1607 in Erinnerung. Da stand noch die alte Kirche. Da ist nun schon von einer Kapelle Conceptionis die Rede und von der Verehrung des hl. Schutzengels. Ein Umschlagblatt größeren Formats des 18. Jahrhunderts betont, daß die „Hochlöbliche Bruderschaft“ von diesem Papste nicht erst gegründet, sondern bekräftigt wurde, sie war auch zu Ehren des glorreichen Martyrers Florianus errichtet. Der Bogen zeigt einen Stich, auf dem die drei genannten Heiligen über dem Ortsbild schweben. Dieses stammt von einem Stecher, der es mit eigenem Auge kaum gesehen



Abb. 52. Tordurchbrochenes Turmfundament

hat. Ein anderes Blatt jedoch bringt einen guten Stich von Markus Weinmann mit der analogen Szene. Wir zeigen ihn als Abbildung 51. Er ist deshalb bedeutungsvoll, weil er drei Schutzpatrone von St. Peter beisammen zeigt, deren Statuen, wenn auch von der Zeichnung — Immakulata senkt hier die lilientragende Hand — stark abweichend, noch in der Kirche stehen, Unbefleckte, Schutzengel, Florian. Dem Kirchbild entnehmen wir schon jetzt, daß der Turm fünf Geschosse hat, das Gotteshaus von einer Wehrmauer umgeben ist, das typische Bild — eines Tabors.

Noch in die alte Kirche führt auch der Visitationsbericht 1617. Er besagt, daß das Allerheiligste rechts vom Hochaltar in der Mauer aufbewahrt wurde — die gotische Kirche hatte damals also noch ein Sakramentshäuschen. Nun aber solle ein runder Tabernakel aus Holz angefertigt werden, innen mit roter Seide ausgeschlagen, außen vergoldet. Der solle auf den Hochaltar gestellt werden, verhüllt von Baldachinen von verschiedenen Farben. Die drei Altäre waren konsekriert. Der Predigtstuhl möge aus seinem Mauerwinkel herausgerückt werden, daß der Prediger besser gesehen werde. Die in die Pflastersteine eingemeißelten Kreuze möge man, damit sie nicht verunehrt werden, entfernen, die Sprünge am Gewölb ausbessern, das Ossarium, den an die Kirche angebauten Karner, der den freien Anblick und Luftzutritt hindert, nahe an den großen Baum verlegen, die hölzerne Verkaufshütte am Friedhof abtragen ...



Abb. 53. Mater Dolorosa

Die Risse im Gewölb waren wohl bedenklicher, als der Visitator anmerken wollte. Ein gutes Jahrzehnt später schritt man zu einem Neubau. Der Initiator war wohl Pfarrer Kranzbauer, der 1604 bereits eine neue Peterskapelle am Friedhof errichtet hatte. Archivalische Hinweise auf den Umbau fehlen, der Baumeister läßt sich, da an dem braven Durchschnittsbau charakteristische Eigenheiten fehlen, auch nicht vermutungsweise nennen. Schriftlich überliefert ist nur, daß der Bauherr zur Finanzierung des Vorhabens 1642 bei der Florianibruderschaft ein Darlehen aufnahm „aus Notdurft beim Kirchengebäu“, und die Kirchenverwaltung etliche Grundstücke verkaufen mußte. Daß der Bau schon längerher vor sich ging, ersieht man daraus, daß die Steirische Landschaft 1638 eine Zuwendung an die Kirche machte. Ein Blick auf die Kirche (Tafel 50) beweist, daß nur Presbyterium und Schiff neu erbaut, der Turm aber aus der alten Anlage übernommen wurde. Die Tafel zeigt übrigens eine imposante Errungenschaft der letzten Jahre: Die beiden mächtigen Torpfeiler mit den markanten Relief-Emblemen des Titelhiligen. Die barocken Büsten der Apostelfürsten sind dem Stiegenaufgang, auf den wir noch zurückkommen, entnommen. Die Statue des hl. Engelbert an der Stirnwand der Kapelle ist der Überrest eines Dollfuß-Denkmales, die Gedenktafel wurde 1938 als staatsgefährdend entfernt.

Über die Kirchweihe äußert sich das Protocollum des Fürstbischofs Johann Markus kurz und knapp: 1643, 21. September. Consecratum est Templum S. Petri prope Graecium et Summum Altare ejusdem Sancti.

Das Altarblatt dieses Hochaltares hängt im Vorraum der Sakristei: Der unbekannt Maler hat in den Engelfiguren etliche Anleihen bei Pietro de Pomis gemacht, ohne freilich die Kraft und Verve des Meisters auch nur annähernd anstreben zu wollen. Mit biederer Gönnermiene sieht der — in der Übermalung — gemütvoll profan gehaltene Apostelfürst auf seine rosig gemalte Kirche nieder. Am „Apostolischen Leidensgarten“ daneben, das Martyrium der Apostel in unbeholfener Schematik im Halbkreis geordnet, interessiert höchstens der treuherzige Text.

Noch etwas ist aus der Spät-Renaissance-Ausstattung der neuen Kirche vorhanden — mit Genugtuung bringe ich dies zur Kenntnis — allerdings nicht hier, sondern in Nestelbach. In dieser Rokokokirche, die sich prachtvolle „Ausmusterungsstücke“ aufgehobener Kirchen zu beschaffen wußte, stehen die beiden Seitenaltäre, die 1648 in unsere Kirche gestiftet wurden. Der Beweis dieser Behauptung findet sich im Mosaik,

aber auch auf der Predellatafel des rechten Seitenaltars. Zwar ist das Altarbild durch eine neugotische Immakulata ersetzt, zwar stehen auf den ohrförmigen Konsolen regotisierte Gestalten der Heiligen Florian und Georg, erhalten ist das dekor-überkleidete Säulenpaar, erhalten sind drei Engel im Scheitelabschluß, erhalten vor allem die prachtvollen Gebälksfiguren Barbara und Katharina. Die Kirche, in der ich als Chefredakteur jahrelang zelebrieren, nach der „Machtübernahme“ gnadenhalber als Kaplan fungieren durfte, bis ein Ukas der Gestapo meine Ausweisung dekretierte, kommt mir in etwa vor als ein ahnungsloser Hans im Glück: Immer wieder hat sie Altäre umgetauscht, immer wieder Bedeutungsloseres eingehandelt. War diese Märtyrerjungfrau mit dem Rad auf Tafel 52 nicht ein irdisch vollsaftiges und dabei himmlisch vergeistigtes Prachtstück? Schade, daß kein mitleidiges Kirchenrechnungsblatt uns seinen Meister verrät! Die Widmungstafel hält nur fest, daß die Tischler und Bildhauer der Florianibruderschaft den Aufbau, Frau Cunigunde Catoso die Fassung bestritten. Der linke Seitenaltar, dessen Gedenktafel überstrichen ist, zeigt unten Engelfiguren, am Gebälk St. Rochus und St. Sebastian, zuhöchst Judas Thaddäus? Oder den Patron von Nestelbach Sankt Jakobus? Obzwar kein Bildhauer genannt ist, können wir ihn mit einiger Sicherheit aus zeitgenössischen Archivalien erraten. Es dürfte sich um einen seinerzeit vielbeschäftigten Meister handeln, nach dessen Werken die Kunsthistoriker bisher erfolglos fahnden. Um Sebastian Erlacher, dessen Witwe den Bildhauer J. B. Vischer eh-



Abb. 54. Veronika mit dem Schweißstuch

lichte und so das österreichische Baugenie Fischer von Erlach gear. Die seinerzeitige Dorfkirche hat ihren Meister sicherlich nicht aus weiter Ferne, sondern aus dem nahen Graz geholt. Über die bildhauernden Mitglieder der Konfraternität äußert sich 1633, von ihr bedrängt, Erlacher folgend: Bei der Gründung der Zunft zählte sie zwei Plastiker als Mitglieder, Hans Ludwig Ackhermann und Moritz Probst. Vor kurzem hätte sie deren vier gehabt, allein von Moritz Probst wisse jedermann, daß er „solange dem Khriegswesen nachzogen, anjezo aber Landprofoss in Khärndten ist, die Kunst nicht exercirt, auch nimmer treiben wiert. Der ander aber, als Melchior Fuchs, ist vor guetter Zeit gestorben, sein Wittib auch ... Der Dritte aber, alss Rechpamb (Rechbaum), so beraith in die zwey Jahr arbeiten thuet, bis auf gegenwertige Stundt khain Burger ist und sohero auch khain genugsamen Maister oder Prünzen zu halten. Und ist also nur der ainzige Ackherman, der das Radl treubt, vorhanden“. Ackhermann nun starb am 12. Jänner 1639

„Samt seiner Frau“. Aus den Grazer Matriken ist aus dieser Zeit nur noch nachzuweisen: Christoph Joß, „von Stuttgart gebirtig“, der 1643 heiratet. Da er meines Wissens in den Matrikenbüchern nie mehr genannt wird, ist er vielleicht mit seiner jungen Frau Eva Rosina Bringtl gleich auf und davon gezogen. Im selben Jahr starb Christian Rotl „aus der Muhrvorstadt“. Die Italiener wie Pocabelli oder Mamol haben an dieser typisch deutschen Schöpfung keinen Anteil. Erlacher selbst starb 1649. Vielleicht, vielleicht also haben wir hier eines seiner letzten Werke ausflugsnahe bei Graz.

Das älteste K i r c h e n r e c h n u n g s b u c h 1672 — 1720 bringt keine Sensationen, immerhin eine Reihe von Künstlernamen. Wir geben sie tabellarisch wieder:

1676	Maister Franz Corlan (Carlön) sein auszi gl	24 fl 18 kr
	Herrn Melchior Gelben khraft Auszi gl	17 fl 13 kr
1684	Zimmermann Weinlinger vor Frey ththoffthor und Kirchenstiell	6 fl 3 kr
	Martin Saytz schlosser in Grätz	1 fl 6 kr
	Uhrmacher Frantz Hiember	4 fl 2 kr
	Domenico Gianolo Stainhauer sein auszi gl	8 fl
1685	Franz Stainpichler sein Auszi gl	2 fl 4 kr
1690	Bilthauer wegen der biltnus des H. Petri	8 fl
1691	Antoni (Pozzo?) Maurer, Reparaturung des Kirchentachs	1 fl
1692	Franz Dits Laa Maller — zwei gefasste Altärl	14 fl
	Franz Zegenmiler (Segmiler?), Maller zu Grätz (Bildrahmen)	20 fl
	P. Hainrich Augustizikaner (sic) orgl reparirt	26 fl 3 kr
1700	Herrn Johann Hauckh Maller wegen der Fähn	46 fl
1718	Andreas Schwarz Orglmacher sambt Leykauff vnd die alte Orgl dazue	154 fl
	Dem Stainmözen zu Khöfflach (Kirchenpflaster)	35 fl 46 kr

An dieser Liste interessiert vor allem der Posten 1690, obzwar leider gerade hier kein Name angegeben ist. Beim „Biltnus Petri“ wird nämlich auch angegeben, daß es für den „Frey ththoff“ bestimmt war, also für die Friedhofkapelle. Im Volksmund die „Hahnkapelle“. In einer ansonst recht prosaisch wiedergegebenen Ölbergsgrotte steht auf einem hochgelegenen „Felszack“ ein recht lebhaft bemalter Hahn, der die ländlichen Besucher sichtlich anspricht. Unten aber kniet in seinem weißen Marmoranstrich in der unruhigen Umgebung ziemlich unauffällig, hier aber (Tafel 53) in die dunkle Türe gestellt, recht ausdrucksstark im hochgereckten Antlitz, eindrucksvoll im weich und reich geworfenen Mantelumhang, eine bildhauerische Leistung von Format und Schwung. Da bloß vier Jahre zuvor Domenico Gianollo genannt wird, im Buche der einzig namentlich angeführte Plastiker, da er ein „Auszügl“ vorlegte, das auf ständige Mitarbeit schließen läßt, da weiterhin angegeben ist, daß das Honorar in Form eines Gottesdienstes und Kondukts „für seinen Vattern seel.“ abgedient wurde, der alte Gianollo vielleicht im Pfarrbezirk wirkte, liegt es nahe, an einen Angehörigen dieser Familie zu denken. Carolo? Die Ekstasik des umlockten Hauptes, die „marmorne“ Wallung und Ballung des Kleides, die bildhaft sachliche und dabei formschön wiedergegebene Ineinanderpressung der Hände ließe an einen Italiener denken. Leider fehlen auch im ferneren Umkreis Werke gesicherter Provenienz, die hier im Stilvergleiche dienlich sein könnten. Als Entgelt bekam der „bilthauer“ nur 8 fl. Für das Schnitzen — die Figur ist beinahe lebensgroß — ist das zweifellos zu wenig. Vielleicht hat er also nur die bereits vorhandene Statue überschitzt oder gefaßt. Vielleicht also entstand sie schon um 1604 mit dem Bau der Peterskapelle unter Pfarrer Kranzbauer . . .

Nicht unerheblichen Zuwachs an Einblicken in die Geschichte der Kirche bietet ein zehnteitiges, kalligraphisches Schriftstück, die Verteidigungsschrift des Pfarrers B e n u-

tius gegen alberne Anschuldigungen seitens einer Frau Taiflin, die nach den Ausführungen des greisen Pfarrherrn ihren ominösen Namen nicht unbegründet trug. 1685 abgefaßt, führt das Libellum aus, was der Verfasser für die Auszierung des Pfarrhofs und der Kirche geleistet. Ersterer wurde von ihm neu „gebaut“, später freilich heißt es, daß nur ein Zubau gemacht ward. Für das Gotteshaus aber hatte Benutius gestiftet: Orgel, Turmuhr, zwei silberne Kelche, ein „Hostensorium“ (Ostensorium) aus purem (?) Golde, mit Edelsteinen geziert, Paramente und einen dritten Altar. Welcher, wird nicht gesagt.

Zu einem artigen Faszikelchen schwollen an die Akten, die einen Rückstandsprozeß mit Baumeister Jakob Schmerlaib aus Leibnitz zum Gegenstande haben. Es handelte sich also um den Zubau am Pfarrhof unter Benutius. Schmerlaib hatte, wie aus dem lebhaften Briefwechsel hervorgeht, den Pfarrhof „überbaut“, genauer, ein eingeschossiges Stöckl hinzugebaut. Die Kosten betragen 112 fl. Die Streitfrage war, ob auf Akkord oder Taglohn abgeschlossen worden sei. Der Baumeister bot ein „leibliches Jurament“, daß letzteres, der Pfarrer Beweise an, daß ersteres der Fall gewesen sei. Der Bauherr bot 112 fl, der Baumeister verlangte 124 fl und einen Leikauf von 2 „Duggaten“. Wie der beim Konsistorium anhängige Streit ausging, ist aus den Schriften nicht recht ersichtlich. Schmerlaib hat bekanntlich die Wallfahrtskirche Lankowitz gebaut. Bei meiner Durchsicht der 150 Jahrgänge des Konsistorialprotokolls habe ich den fähigen aber auch anhabigen Mann bei verschiedenen Kirchbauten beteiligt gefunden. Was hier gleichfalls erstmalig öffentlich zur Kenntnis gebracht wird: Schmerlaib hat laut Chronik die Dekanatskirche Passail erbaut. Hier darauf näher einzugehen, fehlt der Raum. Nur ein interessantes Dokument sei verwertet: Im Jahre 1682 lief in Leibnitz ein hochnotpeinlicher — Hexenprozeß. Die Katharina Schwabin, Spital-Mayrin, war angezeigt worden, daß sie eine Reihe von Künstlern oder Kunsthandwerkern „bezaubert“ habe: Den „jungen Bildhauer“ Domenikus Sterer, die „alte Bildhauerin“ Margaretha Stöhrerin, den „alten Bildhauer“ Wilhelm Stöhrer, den „Träxler“ (Drechsler) Hans Mansdorfer, den Weißgärber und Leibnitzer Ratsbürger Philipp Moser, den Fleischhacker und Spitalherrn Andre Maschakh — und unseren Baumeister Schmerlaib. Sie alle sagten übereinstimmend aus, sie seien nicht „lädiert“ worden. Der Scheiterhaufen wurde also nicht entzündet. Bemerkenswert ist hier aber, daß Schmerlaib als der „Walische Maurer“ bezeichnet wurde. Der Dickwanst war also wahrscheinlich nur ein Spitzname. Vielleicht ist Meister Jakobus ein Verwandter des Maurermeisters Bartolomeo Montiano gewesen, der 1656 verstorben, in Leibnitz ein schönes Grabmal hat.

Der kostbarste Fund im Archiv glückte mir in der Aushebung eines „Notizen-Buchs“, das schon durch den geschmackvollen Einband in gepreßtes Leder eine Augenweide, wie die Lektüre der klaren markanten Handschrift ein Genuß ist. Pfarrer Anton Joseph Lusar, dessen eindrucksvolles Porträt mit Bildnissen anderer Amtsbrüder im Speiszimmer hängt (Abb. unter Klerus), berichtet nicht ohne berechtigtes Selbstbewußtsein seine „Meliorationen“ an Pfarrhof und Kirche. Ein authentischer Kunstbericht, übersichtlich, konkret und — in Graz leider singular. Wir bringen ihn, da jedes Wort wertvoll ist, auszugsweise aber zusammenhängend, im Mosaik. Hier nur der bedeutungsvollste Hinweis: In einer Nische rechtsseitig im Presbyterium steht zwischen zwei Leuchterengeln eine Immakulata, die allein bisher bei zünftigen Kunstexperten Beachtung fand. Die liebliche Plastik (Tafel 55) wurde bisher Mathias Leitner oder einem Schüler Veit Königers zugeschrieben. Der Pfarrherr, in seinen Musestunden selbst ein eigenständiger Kunstliebhaber, sagte mir vor Jahren gesprächsweise: „Warum Schüler? Königer selbst hat in der Pfarre gewohnt, ist hier getraut worden — er hat so viele Werke geschaffen, sollte gerade St. Peter leer ausgegangen sein?“ Diese Vermutung wird im Notizbuch (Abb. 55) solenn bestätigt, in ungeahntem Ausmaß: Königer hat zumindest zwei Altäre seiner Pfarrkirche geschenkt, 1769 den Hochaltar, 1771 den Johann Nepomuk-Kapellen-

Altar. Geschenkt? Er war zu einem Drittel das Entgelt für vier feierliche Einsegnungen. So melancholisch diese kurze Notiz in dem wechselvollen Leben dieses Vollblutkünstlers stimmt, so erfrischend wirkt der Hinweis, daß Pfarrer Lusar dem vielbeschäftigten Künstler 7 Fuhren Lindenbäume zugebracht hat. 1771 arbeitete Königer an den Hochaltarstatuen für Weiz, 1773 an denen von Maria Rehkogel. Beide aus Holz. Wir wissen nun, es wuchs in den Waldungen des kunstsinnigen Pfarrers Lusar von St. Peter.

Beide Altäre fielen leider der Regotisierung zum Opfer. Wir haben außer dem vom Maler Kraus renovierten Altarblatt keine Erinnerung an den Hochaltar aus Königers bester Zeit als die Angabe des Inventars 1856: „Zu beiden Seiten eine große vergoldete Statue (Johannes und Paulus), oberhalb dem Altarbild Gott Vater mit der Weltkugel, umgeben von mehreren Engeln“, und das Antwortschreiben Pfarrer Goldsteins auf die Rundfrage Professor Göths: „Über der Glorie des Hochaltars ist in der ganzen Breite der Nische die Übergabe der Schlüssel durch Christus an Petrus in Gegenwart der Apostel dargestellt“. Plastik? Gemälde? Wohl letzteres. Über den Nepomuk-Altar sagt das Inventar nur: Das Altarbild stellt Johannes dar, „auf Leinwand gemalen. Zur Seite zwei große Statuen“. Da es weiter heißt: „Bei diesen zwei Altären (vorhin war vom Schmerzhaften-Mutter-Altar die Rede) sind die Engel und Statuen alabasterartig“, könnte man glauben, sie waren Gegenstücke aus derselben Hand. Beide also von Königer. Dem ist aber nicht so — der Dolorosa-Altar stammte laut Lusars eigenem Schriftzug von einem anderen Bildhauer, einem Neuling, den weder Wastler noch Thieme-Becker kennen.

Ich bin in der angenehmen Lage, über das Schaffen dieses frisch entdeckten Rokokobildhauers, von dem hier nicht einmal der Vorname genannt ist, noch Konkreteres zu sagen. Am 11. März 1771 erhielt „Herr P o g n e r Bildhauer in Graz“ von den Brucker Minoriten für ungenannte Arbeit 10 fl, Andreas B o g n e r vom Kirchenpropst von Hl. Kreuz am Waasen je 60 fl „für gefertigt und gestellte Bildhauer Arbeit richtig und baar“. Im selben Jahr erhielten Tischler Johann Michel Hermann für die Fertigung, Johannes Sartory für die Fassung zweier „Seiten-Altäre“ 100 fl und 245 fl. Leider sind die beiden Altärchen nicht mehr zu finden, wohl aber der herrliche Renaissance-Hochaltar aus der Domkirche von Marburg ... War Andreas Bogner ein Königer-Schüler? Leicht möglich. Schuf er die liebliche Immakulata? Nicht ausgeschlossen. Königer selbst? Nicht unmöglich: Die seitlich gefalteten Hände, der schräg gesenkte Blick, der in breiter Mulde um den Leib gewehte Umhangzipfel kehrt bei den Madonnen von Maria Grün beinahe wörtlich wieder. Nur ist hier der Faltenwurf gestraffter, die Plastik flacher. Nur weil hier das Format kleiner, das Material Holz ist? Zweifellos hat hier Meister Veit als Vorbild oder Modellzeichner Pate gestanden.

Der Bildhauer der zwei neuen Seitenaltäre vom Jahre 1780 wird leider nicht angegeben. Noch Königer, schon Bogner? Ein Dritter? Wer kann es heute entscheiden! Jedenfalls steht Bogners Pieta, „den Heiland in der Schoss haltend, aus Holz gebildet und ausgefasst“ (Inventar), noch heute rückwärts an der Schiffswand. Zumindest eine gut mittelmäßige Arbeit. Die Seitenaltäre allein sind der Regotisierung entronnen. Rechts die Statuen Sebastian-Florian, links Judas Thaddäus und Jakobus? Flach, kraftlos, blut- und lebensarm. Der Faltenwurf, nicht ohne spätes Barock-Empfinden entworfen, ist nicht aus der Tiefe gearbeitet, eher als Projektion an die Gestalten geklebt. Hier hat Königers Feuergeist und Meisterhand nicht mehr unmittelbar mitgewirkt. Selbst eine Umbiegung ins Klassizistische ist hier nicht zu konstatieren. Also Bogner — oder ein anderer Eleve. Oder doch Meister Königer? 1842 antwortete Pfarrer Goldstein auf Professor Göths Fragen nach den Künstlern der Ausstattung: „S ä m t l i c h e Tischlerarbeit an den Altären lieferten Michael Hörmann, die Bildhauereiarbeit Vitus K ö n i g e r, die Marmorierung Franz Karcher, die Vergoldung, wenigstens in der Johannes-Kapelle, Johann Sartori.“

Anno 1769.

Zu diesem Jahr ist demnach Contract des Bildhewers
 Hrn Vitus König mit dem Burgemeister des Pöchlarns
 In der Mischel Gemarkung die Anfertigung des
 Bilds d. Petri Apostel für den Hauptaltar,
 und d. Jungf. Mariae Geburt..... fr. 300/-

NB.

Gewinnstheil der Pöchlarnischen Bauordnung der
 Linien Cassa über den Vertrag mit..... 100/-
 der Bildhewer über die Anfertigung..... 155/-
 der Anfertigung abgetretenen Gewinnstheil..... 145/-
 Von welchem gegen Pretension, die Pöchlarn
 in 4. galizischer Pöchlarn, 2. Pöchlarn,
 und Hrn Galizien 7 Jahren Einzahlung,
 in allem zu zahlen..... fr. 75/-

Anno 1775

Zu diesem Jahr ist in der neuen Capelle im
 neuen Keller zu Hrn des P. Joannis Nepo.
 mit den Pöchlarn, und Bildhewer Conrad
 Kuntigler einseitig abgetreten worden, der für das
 der Pöchlarnischen Bauordnung über den Vertrag..... 90/-
 mit den Pöchlarn Bildhewer über die Anfertigung,
 der Anfertigung abgetretenen Gewinnstheil..... 30/-
 Zugleich ist die Pöchlarnische Antiquarische
 Pöchlarnische Antiquarische Antiquarische,
 für den Hrn Anton Marmorher bezahlte Summe..... 22/-

Abb. 55. Aus Pfarrer Lusars „Notizenbuch“

Dem Schreiber müssen Unterlagen zurhand gewesen sein, die nun verloren sind ...
 Trotzdem, im Falle Bogner zumindest hat er sich in der Eile geirrt. Oder er war ein —
 Geselle Königers.

Ein bekannter Kunstforscher hat mir einmal gestanden: Soviele Bilder werden
 L a u b m a n n nachgesagt, signiert habe ich noch keines gesehen. Ich antwortete schon
 damals: In St. Peter hängen gleich zwei! Ein hl. Aloisius, dessen Gestalt durch einen
 schräg einfallenden Lichtstrahl ordentlich belebt wird, jetzt in der Kapelle rechts, eine
 Immaculata rückwärts an der Tür (Tafel 54). Interessant durch die ungewöhnliche Ein-
 beziehung der schlangenumwundenen Weltkugel in ein Kniestück: Auf ihr die Darstel-
 lung der „Vorgeschichte“, des Sündenfalls. Beide Bilder, laut Inschrift am Rücken, Wid-

mungen des Ortskaplans Franz Xaver Weinhardt, später Pfarrer von St. Leonhard. Nun sind sie in den Austrag verwiesen und durch zwei neue Bilder, Herz-Jesu und Mariä, ersetzt worden. Über sie bringt die Pfarrchronik die interessante Notiz: Um 300 fl gemalt von dem akademischen Maler Johann Treschl, „einem gebürtigen St. Peterer, der früher längere Zeit als — Fleischhauergehilfe gedient hat ...“

1782 also ward der Schmerzhafte Mutter eine Seitenkapelle zugebaut, 1783 bekam sie ihren Altar. Nach dem Inventar 1856 war darin zu sehen: „Die Schmerzhafte Mutter unter dem Kreuze, den Heiland in der Schooss haltend ... Dann zwei grosse und vier kleine Engel, die Marterwerkzeuge in der Hand“. Die Engel hat zweifellos Bogner geschnitzt. Auch die Pieta? Lusars Aufzeichnungen verraten nur, daß er die „Statuen der Schmerzhafte Mutter mit dem verstorbenen Heyland“ hatte „hineinstellen lassen“. Da diese Bemerkung unmittelbar der Honorarauszahlung an Bogner folgt, ist es höchstwahrscheinlich, daß sie von diesem Bildhauer stammte, das „auch“ verstärkt die naheliegende Vermutung. Bei der bekannten Traditionspflege in Kirchengeschichtungen ist anzunehmen, daß vor dem Kapellenzubau an der undurchbrochenen Schiffswand gleichfalls eine Pieta stand. Vielleicht schon in der gotischen Kirche. Nun befand sich bis vor kurzem im Pfarrbezirk, bei Schloß Lustbüchl, in einer Wegkapelle eine gotische *Marienklage*. Bildhauer Hans Neuböck, der sie nunmehr besitzt, erzählte mir, daß er glaubwürdig gehört habe, sie stamme aus der „Peterer Kirche“. Auf alle Fälle gebe ich sie auf Tafel 51 wieder: Die Skulptur ist am Postamente reichlich beschädigt, das Antlitz des Herrn trägt empfindliche Spuren ungehinderten Witterungseinflusses, Kopfumhang und Halstuch der Dolorosa sind überschnitzt, auch das Aufstoßgelege des Faltenwurfes wurde, um es vom Sockel „besser“ abzugrenzen, überarbeitet. Unbeholfen wirkt der kegelförmige Faltenwurf der Kniepartie, auffällig der überdünne hängende Arm, überzeugend die Hand mit dem im Schmerz zerpreßten Brusttuch, seltsam geistesabwesend das wie in leichter Ohnmacht seitlich sinkende Haupt, unausgeglichen und doch ans Herz greifend die Gesamthaltung. Garzarolli nennt das Werk nicht. Die geknickten und vereckten Stegfalten im Kleid der Schmerzensmutter verweisen es in die Ara der Spätgotik.

Von wem stammt das Werk, das trotz seiner Mängel, die freilich mehr dem Zahn der Zeit als dem Schnitzmesser des Bildhauers anzulasten sind, je länger man es beschaut, einen eigenartigen wehmütigen Zauber ausübt? Da nicht einmal der Herkunftsort eindeutig feststeht, sind aufhellende Archivalien nicht einmal zu erhoffen. Bleibt also nur der riskante Weg des Stilvergleichs. Bei Garzarolli finde ich keine überzeugende Analogie, wohl aber in Karl Ottingers „Altdeutsche Bildschnitzer“, Bildtafel 70. Die hier wiedergegebene Trauernde Maria aus der Kreuzigung in der Pfarrkirche von Hallstatt ist nur bis zu den verschränkten Händen zum Vergleich gestellt, der Ausschnitt genügt: Dieselbe geradlinige, hartrückige, um einen Schimmer zu lang geratene Nase, dieselben um einen Schein rechts zu tief gesenkten Augenlider, dieselben mehr nachdenklich als schmerzhaft geschlossenen Lippen. Am Kopfumhang der Hallstätter Dolorosa ist der Saum täuschend „ausgenäht“, diese Nuance fehlt hier, allein das Tuch ist hier wie dort verblüffend ähnlich gelegt und gefaltet, daß man den im ersten Eindruck sich aufdrängenden Vorwurf neugotischer Überarbeitung sogleich wieder zurückzunehmen geneigt ist. „Kreis des *Lienhard Astl*“ urteilt Ottinger. Der Künstler selbst war nach Garzarolli „Inhaber einer Unternehmerwerkstatt für kirchliche Einrichtung“ vermutlich in Wels. Werke vermittelte er für den Hallstätter Marienaltar, weiters Altäre für Kremsmünster und Nonnberg, in Steiermark für Gröbming, St. Georgen bei Rottenmann, Großreifling, Dietmannsdorf — die beiden Altäre dieses Kirchleins befinden sich heute in der Landesgalerie und im Diözesanmuseum. „Selbständige Gesellen“ Lienhards arbeiteten nach demselben Gewährsmann für Obersteiermark, aber auch für Kirchorte in der Um-

gebung von Graz: für Straßgang, St. Sebastian, Fernitz — also in unmittelbarer Nähe von Lustbüchel und St. Peter.

Am Ansatz der Seitenkapellen stehen, dem Hochaltar zugewandt, zwei Renaissance-Bildwerke. Die Voluten-Konsolen haben Engelköpfe vorgeblendet, die wohl der Kirchenbauzeit zugehören. Die Statuen sind älter: Eine verhalten herbe *Dolorosa* mit besterhaltener Originalvergoldung (Abb. 53) und ein konventioneller gestalteter „Herrgott auf der Wies“. In der Kapelle neben der Schmerzensmutter stehen in Nischen vier recht ungleiche Schnitzwerke. Eine liebeliche Veronika, die hochgotische Formenerinnerungen in spätere Stilphasen hinüberzukomponieren mußte (Abb. 54), ein possierlich-pathetischer Florian, ein sympathischer Schutzengel, ein gefälliger Petrus. Feuerpatron und Schutzgeist gehörten höchstwahrscheinlich — siehe den Stich — einem Bruderschaftsaltar an, sie und Veronika tragen noch die stimmungssatte Patina der Vergoldung, der Pfarrpatron, der zum Patrozinium inmitten der Kirche aufgestellt wird, ist leider buntsaftig in Firnis überklebt, trotzdem erinnert der flatternde Faltenwurf, der zurückgebeugte Oberkörper, die Kopfform, sogar die gelichtete „Frisur“ an anderweitige für Königer gesicherte Felsenmänner.

Viel Bemerkenswertes wäre noch aus dem vorbildlich gründlich gehaltenen Inventar 1856 und anderen Quellen nachzutragen: Ein hl. Franziskus und die hl. Mutter Anna, auf Leinwand „gemahlen“, in Goldrahmen, wurden „als unpassend vom Immaculata-Altar entfernt“. „Ein hl. Gekröntes Haupt Christi“ in Relief, polychromiert, in Glas gefaßt, nunmehr gleichfalls ausgeschieden, trug einen Rahmen, der früher das gekrönte Haupt-Bild der Stadtpfarrkirche einfaßte. Dorther kamen auch die schwächlichen Apostelbilder, die heute im Gang des Pfarrhofes hängen; die von Pfarrer Matzl (1737—1749) errichtete Kanzel trug 1857 noch am Sockelrand die vergoldeten „Sinn Statuen der vier Welttheile in eigener Tracht“. Auf der Nordseite außen war damals noch ein Fresko St. Christophorus, das 1877 „wegen zu großer Schadhaftheit mit der Kirche gleichgefärbelt“ wurde. Im Friedhof stand eine „Saule der Auferstehung Christi“ mit flankierenden Engeln aus Gipsstein. Das Inventar weist noch aus 13 (!) Apostelbilder, 8 Bilder „auf Leinwand gemahlen für die Jahresfeste“, wohl Bildtapeten.

In einer Kapelle, gegenüber dem Portal an der Wehrmauer, steht baldachinüberschirmt ein Johannes Baptist aus der Übergangszeit von der Renaissance in das Barock, im Pfarrhof hängt ein kleines aber wertvolles Madonnenbild, wohl die freie Wiedergabe eines Bildes von Sassoferrato, nach dem Inventar 1856 befand sich „das Haupt der lieblichen Mutter auf Leinwand gemalen“ einst auf dem Altar der Nepomuk-Kapelle; in den Speisesaal hat sich neben die Pfarrerrporträts hinverirrt ein markanter Studienkopf mit scharlachroter Haube, nach dem Urteil des Pfarrherrn einen Kardinal darstellend.

1754 schloß Pfarrer Luser einen Vertrag mit Johann Praskosch, Steinmetzmeister und Gastgeb in Gratwein, auf Lieferung einer neuen „Stürzen zu dem untern Freydhof Thor alda von recht guten blauen und weissen Marmelstein“. Er hatte auch einen großen Olstein zu stellen, „so einen Zenten Oel in sich haltet“. Für beides bekam er 70 fl. Ob er auch die beiden Büsten der Apostelfürsten meißelte? Jedenfalls stammen sie aus seiner Zeit. Im Kontrakt zeichnete er sich als Prosskoitschky; der Mann ist jedenfalls identisch mit Johann Bragouskhi zu „Grädtwein“, den die Grazer Steinmetzinnung 1736 als Störer anzeigte, „nach dem diser zu Fronleithen sich eingekauftet und Seßhafft“ gemacht. Die Köpfe, jahrhundertlang vom Zahn der Zeit benagt, in der jüngst verflossenen Kraftära wiederholt Zielscheibe „forscher Jungs“, wurden auf Veranlassung des Pfarrherrn von Meister Neuböck instandgesetzt und auf den neuen Torpfeilern postiert.

Besonderer Obsorge erfreute sich der Kirchturm. In der gotischen Zeit war er wohl ähnlich dem von St. Leonhard, spitz zulaufend und eingewalmt; beim Neubau 1643 bekam er etliche Geschosse dazu, 1690 seine barocke blechbedeckte Haube und wie

es scheint eine weitere Erhöhung. Die Prozedur kostete insgesamt 1150 fl. Der Zimmermeister erhielt 175 fl, der Klampferer 120 fl, der Kaufmann fürs Blech 504 fl, der Zimmerpallier „wegen der Petersbildtaufsetzung zum R \u00e compens“ 2 fl, die Maurer 104 fl, der Steinhauer „wegen des Kranz auf dem Thurn“ 22 fl, der Maler 21 fl, der Kupferschmied „wegen des Knopf vnd Stiffel“ 46 fl. 1792 gab es eine „Reparatzion und Wei\u00dfung“ des Turms um 106 fl. 1840 bekam er durch einen wohl durch Blitzschlag ausgel\u00f6sten Umbau seine jetzige Gestalt. Dem H\u00f6rensagen nach, wurde damals — oder schon fr\u00fcher? — ein Gescho\u00df abgetragen. Den Umbau leitete Christoph Ohmeyer um 350 fl, noch 1854 erhob er Anspruch auf Restzahlungen. Ohmeyers Mitarbeiter waren der Maler Adalbert Vetz, der Kupferschmied Josef Fahrlichler, der Vergolder Michael Rosenberger, der Anstreicher Jakob Salvatori.

Laut Kirchenchronik hingen um die Jahrhundertwende am Turm 5 Glocken. Die Gro\u00dfe, 840 Kilo schwer, 1649 gegossen von Hans Domeniko Portta; eine Glocke 1533 von Hans Doring, die, weil sie keine „katholischen“ Embleme trug, im Geruch stand, protestantischer Herkunft — aus Schlo\u00df Reintal — zu sein, sodann zwei Glocken von Johann Felzl aus den Jahren 1826 und 1829, schlie\u00dflich eine Versehglocke.

Die Grabsteine der alten Kirche sind mit ihr verschwunden; nun besitzen noch Epitaphe Hofkammerrath Bernhard von Clavenau auf Harmsdorf (1643), Francesco Catoso (1634) und Kunigunde Catoso (1656), die Altarstifterin, Anna Sibilla Clavenau (1658), Sch\u00f6rkhel de Vossenburg und Sch\u00f6rkhl gb. Clavenau (1667), Michael und Barbara Weber, Eltern des Pfarrers Johann Michael Weber von St. Leonhard (1699), von Werdenpreiss (1740), Joseph J\u00f6chlinger (1741), Maria J\u00f6chlinger von Haberpach (1750), und die Pfarrer Philipp Matzl (1749), Anton Joseph Lusar (1784), Jakob Friedrich, der Erbauer des jetzigen Pfarrhofs (1808). An der S\u00fcdseite findet sich noch der Denkstein eines Kindes (1617), der einstens an der Auferstehungss\u00e4ule angebracht war.

Bei der Visitation 1878 forderte Bischof Zwirger die Regotisierung der Einrichtung — obzwar weder Kirchschiiff noch Presbyterium gotisch sind. 1884 wurde der neue Hochaltar, der nur das Altarbild „St. Petrus in der Bu\u00dfe“ beibehielt, geweiht. An der leidigen Umgestaltung wirkten mit Professor Ortwein (Entwurf), Tischler Podulak, die Bildhauer Gschiel und Peter Neub\u00f6ck, Maler Gfrerer, Vergolder Sirach, Tabernakeleinsatz Prokop, Leuchter Stuttmann. Gesamtkosten 4838 fl. Das Speisgitter stellte Steinmetz Franz, Konrad Hopferwieser 1897 um 2526 fl die neue Orgel mit 12 Registern.

Sum Pulvis, Umbra, Nihil, Staub bin ich, ein Schatten, ein Nichts, steht auf dem wappengeschm\u00fcckten Grabstein des gestrengen Herrn Erhardt von Clavenau, „vierzehn Stundt gelebt“ auf dem der kleinen Christina Claeim ... \u00c4hnliches gilt von Bildern, Statuen und Alt\u00e4ren, die im Wandel der Stilformen kamen und gingen, hier und anderswo. Aber der Name blieb erhalten, wenn er irgendwo aufgeschrieben steht, die Erinnerung wirkt nach, wenn sie einmal wachgerufen ward, das ist der Sinn und Segen der Kunstgeschichte im Allgemeinen, eines Kunstbuches im besonderen. In St. Peter darf man hinzusetzen: Verziehen sei den Ahnungslosen, die in gutem Glauben alte Alt\u00e4re niederrissen oder vergaben, gesegnet aber seien, die wenigstens die Statuen retteten und in abgelegenen Nischen eine kleine Walhalla des Gewesenen errichteten.